

Weltwissen – Weltgewissen

– Dankrede zur Verleihung des *Marie-Luise-Kaschnitz-Preises der Evangelischen Akademie Tutzing* am 19.11.2000. –

Ich benutze die deutsche Sprache, weil ich mich in keiner anderen auszudrücken weiß. Und ich kann diese Sprache mir nicht in einem luftleeren Raum denken. Diese Sprache lebt aus einem Gedicht weit zurückreichender Geschichte wie aus allzu flüchtiger politischer Gegenwart. Ebenso gehören dazu soziale Bindungen, landschaftlich begrenzt, koloriert, eben all das, was Provinz an positiv und negativ besetzten Impulsen einschließt. Und es gäbe noch viele andere Aspekte, Bereiche aufzulisten, aus denen Sprache gespeist wird, teils bewahrend, teils verlebendigend, erneuernd. Mitunter sind die Einflüsse und Einflüsterungen aber auch weit eher destruktiv. Aus diesem Block nehme ich mir etwas heraus. Ich bin gewohnt, was ich auch sehe, als Text zu lesen, sei es eine Fläche, eine urbane Fassade, ein ehemaliges Gehöft, eine Landschaft. Und mitunter geht aus solch einem Text ein Gedicht hervor. Wobei ich nicht darauf aus bin, alles und jedes, was sich mir textiert, Gedichte werden zu lassen, in dem sich das Gesehene, Erlebte zur gesteigerten Szene auflädt. In den Gedichten anderer Lyriker, in denen ich Vorbilder erkenne, deren Texte mir modellhaft poetische Möglichkeiten vorstellen, nicht erklären, erfahre ich immer aufs neue die Gewißheit, daß es „das Gedicht“ nicht gibt, gar nicht geben kann. Diese Einsicht bietet Spielraum für neue Varianten des Gedichts. Texte dieser imaginativen Beschaffenheit, auf die sich zusteuern läßt, sind mir nicht nur aus meiner Sprache zugeflossen. So etwa aus dem Spanischen, Neugriechischen, aus dem Polnischen, Tschechischen, Ungarischen, Russischen, Französischen, Schwedischen, nicht zuletzt aus dem Anglo-Amerikanischen. Soweit meine Informationen reichen, spielt die Musik derzeit dort. So wie dies vorzeiten für Frankreich, später für Spanien galt. Ganz und gar nicht im deutschen Sprachbereich. Dennoch muß ich um meiner selbst und meiner Texte willen das Deutsch bewahrend verteidigen, das mir zu Gebote steht und aus dessen überreichem Fundus ich eine neue Mischung hervorgehen lasse, die außer mir selbst möglichst auch noch einigen lesewilligen anderen einigermaßen verständlich bleibt. - Gedichte im Kontext. Deutsche Gedichte im Kontext vieler Sprachen, aus denen sich mein Poesieverständnis speist. Ich sage obersorbisch. Ich sage tschechisch. Ich sage rumänisch. Ebenso russisch. Wohl wissend, welche Spannweite zwischen Puschkin-Russisch und Prawda-Russisch beschlossen liegt. Für das Deutsche wäre sehr leicht ein entsprechender Vergleich ebensoleicht anzuzeigen, ich sage nicht zuletzt französisch. Dies alles nur beispielsweise herangezogen, gar nicht als Wertungsskala gedacht. Und just in diese mich selbst vergewissernden Überlegungen hinein fällt ein scheußliches Bürokratenwort. Muß ich es nun auch noch in den Mund nehmen, um es weiterzutragen? Derlei unüberlegte Prägungen, die etwas Verwaschenes meinen und demzufolge auch nicht prägnant zu benennen sind, verraten sich. Wer so unscharf formuliert, beweist, daß es mit seinem Kulturverständnis nicht weit her sein kann, Sprachkultur eingeschlossen. Vielleicht ist Kultur am Ende nur ein Ersatzwort, das zum Suffix tendiert. Als käme es auf Worte nicht an! Ich weiß von Schriftstellern, von Literaturkennern, die in Deutschland leben und in deutscher Sprache schreiben, die teils aus Marokko stammen wie Abdellatif Belfellah, teils aus England wie Kevin Perryman oder aus der Türkei wie Sevgi Özdamar, Zehra Çırak. Um nur einige wenige stellvertretend zu nennen, deren Beitrag zur deutschen Kultur ich besonders schätze. Von ihrer Sprachkultur, ihrem Verhältnis zur deutschen Sprache könnte sich so mancher ausdruckschwache deutsche

Politiker eine dicke Scheibe abschneiden. So wie die deutsche Literatur immer wieder gerade von den Sprachrändern und -inseln bereichernd aufgefrischt wurde, gilt dies in jüngster Zeit zunehmend auch für kreative Köpfe anderer nationaler Herkunft, die unter uns leben, wenn auch noch nicht immer und überall als unseresgleichen erkannt und angenommen. Und im übrigen ist das Deutsch meiner Freunde, Kolleginnen, Kollegen ungleich niveauvoller als das jener, die sich intolerant abgrenzen zu müssen meinen gegen alle und alles, was nicht ihrem vorgestrigen Primitivismus entspricht. Ganz zu schweigen von jenen zu Bürgern herangereiften Schlagelots, die in militanter Intoleranz ausschließlich auf Schlagkraft setzen und meinen, die wahren, die besseren Deutschen zu sein. Es geht überhaupt nicht um eine Konstruktion annähernder Gleichsetzung. Vielmehr sehe ich da eine fatale Kettenreaktion, die sich aus Versäumnissen, aus Defiziten gebildet hat. Unter anderem hat aber auch dazu beigetragen, daß wir fast alle um Vokabeln wie Heimat, Nation, national einen Bogen machen und mit den mißbrauchten, mit barbarisch-inhumanem Inhalt gefüllten Begriffen auch die Sache, die sich nicht erledigt hat, aus den Augen verlieren, was letztlich in Tabuisierungen mündet.

Heikle Problemfelder, die ein äußerst sensibles Differenzierungsvermögen erfordern, Fingerspitzengefühl bis in die Wortwahl hinein. Und Problemfelder, die von der demokratischen Mitte nicht besetzt werden, fallen allzuleicht den Rändern anheim, auch jenen Extremisten, die sich außerhalb jener Ränder bewegen und für sich einzunehmen suchen. In den letzten Tagen las ich, daß es in der PDS Streit gibt um die Verwendung der Begriffe Nation und Patriotismus, die es positiv zu besetzen gelte. Da wird sogleich gekontert, das sei Deutschtümelei, hebe auf deutsche Gesinnung oder Nationalismus ab. An einer solchen Debatte wird deutlich ablesbar, wohin flaches Schwarzweißdenken führt, wie schwer es den Deutschen fällt, immer noch, immer wieder und nun erst recht, zu differenzieren. Der Einfachheit halber wird national und nationalistisch in einen Topf geworfen. Eben weil die nationale Frage im öffentlichen Diskurs weithin ausgeblendet blieb. Jetzt plötzlich merkt man, daß da noch etwas zu klären ist. Als ich 1999 in Bergen-Enkheim eingeführt wurde, kam ich auf meinen Vorredner zu sprechen. In den „Weimarer Reden über Deutschland“ hatte Heiner Geißler am 2.4.1995 eine für Genre und Thema beispielhafte Rede gehalten, die ich bis auf eine Kleinigkeit annehmen und auf mich beziehen kann. Er sagte vor fünf Jahren:

[...] deswegen müssen wir aufpassen, wenn wir über Deutschland reden. Das Nationale ist gut und schön. Es erlaubt uns eine Rückbesinnung auf das Land, aus dem wir kommen, auf unsere Heimat, die man am besten kennt, wo man am längsten gelebt hat, die Kultur, die Landschaften, unsere Dome, unsere Münster, unsere Berge, unsere Seen, unsere Flüsse, das Geistige, das Geistliche, die Sprache, das Menschliche. Aber das Nationale ist kein Grundwert. Grundwerte, das sind eben die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit. National waren die Kommunisten, national waren die Nazis. Das Nationale kann man mißbrauchen.

Letzteres vor allem dann, wenn man daraus ein Vakuum entstehen läßt. Ich weiß nicht, ob das Nationale ein Grundwert sein müßte. Zu fragen wäre, wem denn. Wenn sich einer als Kosmopolit fühlt, dazu auch so lebt, kann er vielleicht auf Werte dieser Art verzichten. Nur gibt es weit mehr Leute, die einer nationalen Bindung bedürfen, ohne extremistische Gelüste zu verspüren. Ganz gleich, wie erhaben ein Intellektueller darübersteht und dies für sich und möglicherweise auch für andere als vorgestrig ablehnt. Das Problem ist so nicht aus der Welt

zu schaffen. Und: es sind zu viele, als daß es sich der Staat, die Gesellschaft, die wir bilden helfen, leisten könnte, in diesem Denken nicht mitzuziehen, sie im Stich zu lassen. Jeder Abfall von der Mitte schwächt die Demokratie, von der ich nicht so genau weiß, ob sie wirklich so stark ist, wie sie deren Repräsentanten wännen. Ein Aphoristiker, ganz gewiß kein Deutscher, hat sich zu der Sottise hinreißen lassen:

Die Deutschen haben viel aus der Geschichte gelernt, nur nicht aus ihrer eigenen.

Kurz und schmerzlich, ich fühle mich als Deutscher, aber in Deutschland nicht immer wohl in meiner Haut, dennoch zugehörig. Also ist es mir nicht gleichgültig, wenn Politiker von einer deutschen Leithammekultur schwärmen. Diese müßte dann wohl auch folgerichtig von einer Leitstelle aus kanonisiert und dirigiert werden. Ähnlich einer als Rechtschreibreform ausgegebenen und ministeriell abgesegneten Anordnung. Zuvor wünschte ich mir eine öffentliche Veranstaltung, in der sich politische Leitfiguren zur deutschen Kultur befragen ließen. Ein frommer Wunsch. Eine in die Welt gesetzte diffuse Vokabel von aufreizender Dürftigkeit offenbart ein riesiges Bewußtseinsdefizit.

Noch ruht die Demokratie, auf die auch ich im Herbst 1989 so hoffnungserfüllt zusteuerte, auf starken Säulen, wie ich mir immer wieder einzureden suche und versichern lasse.

Unangreifbar allerdings ist sie nicht. Zu diesen Säulen zählen für mich vornehmlich die großen Parteien, die sich so ähnlich sind und doch so viel Kraft verpulvern, um sich gegenseitig zu diffamieren. Es gilt, allen deutschen Zerredungskünsten zum Trotz, diese Säulen nicht zu Bruch gehen zu lassen wie 1933. Es wäre schon gewonnen, wenn die marschierenden Horden, die ihre Haßorgien unter Polizeischutz herausschreien, von den Straßen verbannt würden - mittels der Gesetze, die es dafür bereits gibt.

Und nun darf gefragt werden, was hat das alles, was mich als Bürger bewegt, bedrängt, bedrückt, mit Marie Luise Kaschnitz zu tun. Ich habe in diesem Jahr Bücher, Texte von Marie Luise Kaschnitz gelesen, auch einiges über sie, teils zur Auffrischung und Vertiefung meines Bildes von ihr, teils erstmals wie die Tagebücher. Ich war dabei darauf aus, die Beziehung, die ich zu ihr im Laufe von Jahrzehnten peu à peu gewonnen hatte, zu überdenken und möglichst schärfer zu fassen, zu konzentrieren, auf das mir Gemäße, Wesentliche. Worin kann sie mir und vielleicht auch anderen Vorbild bleiben, wie wirkt sie anregend weiter.

Wann immer sie charakterisiert wurde, tauchen vornehmlich ethisch-moralische Begriffe auf. Das muß ich nicht bestätigend wiederholen. Ich setze voraus, was feststeht, daß sie eine Persönlichkeit von auffällig seltener Integrität war, daß sich in ihrem Werk, das um eine humane Mitte kreist, Tradition und Moderne mischen. Beide bilden Pole, durchdringen sich, ergeben Spannung auf einer beträchtlichen Schwingungsamplitude.

Ethos, moralisch fundierte Prinzipien, ein Werk, das in seinen Grundzügen, Grundfesten um eine humane Mitte zentriert ist, gebunden an Worternst, das heißt, die Worte meinen das, was gesagt wird, ohne daraus eine puristische Doktrin abzuleiten. Anspielung, die auf Bildung, auf Lebensfülle basiert, und kunstvolles Spiel werden dabei nicht ausgeschlossen.

Von diesen Positionen her engagiert sie sich in ihren Gedichten und Aufzeichnungen, die im Spätwerk dominieren. In ihrer Bekenntnishaftigkeit, in ihrem Engagement gegen die Gleichgültigkeit, gegen die destruktiven Kräfte, gegen die Gefahren globaler

Lebensvernichtung, also Selbstzerstörung, gibt sie ein Beispiel, das für mich durchaus gültig geblieben ist. Was mich unmittelbar angeht: Wie sie es geschafft hat, sich Stufe um Stufe zu entwickeln und dabei literarisch immer freier und kühner zu werden. Der lange Prozeß des Freiwerdens und Sich-Freischreibens. Am eindrucksvollsten spiegelt sich dieser lange Weg,

„die große Arbeit am Selbst“, die in Königsberg begann, in den Tagebüchern. Auch trotz der ausgesparten Jahre bilden sie eine erstaunlich frische Biographie.

Gerade in der spontanen Tagesnotiz, die literarisches Rohmaterial bildet, zeigt sich, wie offen und vorurteilsfrei sie nach allen Seiten hin Welt aufnahm, wie breit das Spektrum ihrer Interessen und Wahrnehmungen war. Neben Begegnungen mit Prominenten, die einen relativ kleinen Kreis bilden, sind ihr die Schicksal kleiner, unberühmter Zeitgenossen, der eher Unauffälligen und Stillen im Lande, der Unterprivilegierten mindestens ebenso wichtig. Jede Notiz ein Mosaikstein. Die Mischung der Notate nennt sie „Durcheinandertagebuch“. Nach der Lektüre, das Ganze überblickend, gewinnt man den Eindruck, ein Gemälde vor sich zu haben, zu dem der Betrachter eine gewisse Distanz einlegen muß, eben jene, von der aus man am deutlichsten sieht. Auffallend sind kurze geformte Prosastücke, als Skizzen zu Erzählungen angelegt, die im Anekdotenstil anheben und diesem Genre vollauf gerecht werden. Das Vorbild Johann Peter Hebel ist in solchen Texten nicht zu verkennen. Schade, daß Marie Luise Kaschnitz sich dieser spartanisch knappen, pointierten Erzählform nur nebenher bedient hat und wohl nie in der Absicht, das Aufzeichnen von Anekdoten zu kultivieren. Auch daß und wie sie das „Ungewöhnliche im Alltäglichen“ erkennt und fixiert, unterstreicht die Vorliebe für das Anekdotische, ob nun bedacht oder unbedacht. Eher doch wohl ersteres.

Wie oft habe ich gelesen, Marie Luise Kaschnitz sei erst nach 1945 zu einer Schriftstellerin von literarischer Relevanz geworden. Was die Publikationen und damit die Wirkungsmöglichkeiten anbelangt, trifft dies zu. Aber als ersten Bruch, als ersten entscheidenden Schritt dahin sehe ich die Courbet-Biographie. In *Tage, Tage, Jahre* schreibt sie:

Die Courbet-Biographie bildete einen Wendepunkt in meiner künstlerischen und menschlichen Entwicklung.

Die Ausstellung, die sie 1939, kurz vor Kriegsausbruch in Paris gesehen hatte, gab ihr den Schreibimpuls. Die Biographie, die sie 1942/43 ausführte, die jedoch erst 1950 erscheinen konnte, gilt mir neben der Prosadichtung *Beschreibung eines Dorfes* als eines ihrer bedeutendsten Bücher, bezogen auf Denk- und Schreibstil. Auch wenn Courbet, das Malergenie, ohne den die Moderne nicht zu denken ist, in seiner Protzerei und Eitelkeit als Skandaleur von sich reden machte, das getreue Gegenbild zu ihr war, wurde die Beschäftigung mit seinem Leben und Werk zu einer Befreiung aus einer konventionsverhafteten Zurückhaltung, der so etwas wie Fatalismus und Schicksalsergebenheit nicht wesensfremd waren. An diesem Wendepunkt, viel leicht dem gründlichsten, entscheidendsten ihrer gesamten literarischen Entwicklung, die so manche Zäsur ausweist, ging sie mit sich selbst ins Gericht, erprobte Grenzerweiterung. Selbstbefreiung hieß fortan, sich aus den Ängsten, Zwängen heraus zuschreiben. Dem Stilwechsel mußte ein Haltungsverwechsel vorausgehen. Also Courbet als einer der großen Lehrer. In diesem Sinne, auf diese Richtung hin erwähnt sie nicht von ungefähr den Spracherneuerer Whitman oder die Droste als Dichterin der „Mergelgrube“. Wie schade, daß aus ihrer Beschäftigung mit Goya nicht auch eine Biographie hervorging und es bei dem einen, an entlegener Stelle gedruckten Aufsatz blieb: „Gedanken zur Gestaltenwelt Goyas“ (*Aussaats*, 1946). Schrieb Marie Luise Kaschnitz, die sich sehr wohl von Benn wie Brecht wie Lehmann anregen ließ, selbst jedoch mit Theorien und programmatischen Äußerungen zurückhielt, in der Biographie nicht auch weitsichtig zielgerichtet über sich:

Sein Ziel war die ‚große Malerei‘, mit ihr wollte er der Welt den Kampf ansagen und sie bezwingen. Schon war er, auf dem Wege über das eigene Ich, dahin gelangt, in der Wiedergabe der wirklichen Dinge seine eigenste Aufgabe zu sehen. Aber fast ein Jahrzehnt verging, ehe er die nächste Stufe erklomm.

Gedichte, die sie in der Folgezeit, also ab 1944, schrieb, sind härter und dunkler, zeugen von neuen Einsichten und von einem anderen Schreibwillen, auch wenn sie vorerst noch nicht aus dem tradierten Formbewußtsein ausschert. In 1944 entstandenen Gedichten wie „Der Schritt um Mitternacht“, „Nichts und alles“, „Wie nie - wie immer“ setzt sie sehr direkt ihre existentiellen Erfahrungen um. Die Verheerungen des Krieges, die Zerstörung der Städte werden thematisiert. Das Ende der Naziherrschaft ist greifbar nahegerückt und zur unabweisbaren Gewißheit geworden. Angesichts der unmittelbaren Bedrückungen, durchlittener Gefahren, Entbehrungen, die keine Nische mehr bieten, wendet sie sich von bisherigen poetischen Wertvorstellungen ab, die auf künstlerischen Purismus, auf eine „reine Kunst“ hinauslaufen. Die Grenzerfahrungen, die sie erlebt, erleidet, versucht sie fortan literarisch zu gestalten. Davon sollte sie nicht mehr abgehen. Auch als die kurze Phase der Trümmerdichtung vorüber war, zu der eine Vielzahl von Dichtern beigesteuert haben. Wohl aber kein anderer so intensiv und nachhaltig wie Marie Luise Kaschnitz mit ihren drei Gedichtzyklen „Große Wanderschaft“, „Rückkehr nach Frankfurt“ und „Beschwörung“. Zusammengefaßt in dem 1947 erschienenen Band *Totentanz und Gedichte zur Zeit*, der sie berühmt machte.

In der kurzen Nachbemerkung zu dem Auswahlband *Gedichte* (1975) schreibt Peter Huchel:

Mitte der fünfziger Jahre findet ein radikaler Stilwechsel statt, der Wuchs der Verse wird härter, ohne dabei die Transparenz zu verlieren, keine wuchernde Metaphorik mehr, die Verknappung der Sprache ist das poetische Element. Gerade durch das Aussparen von Metaphern und Wörtern, durch das Weglassen halber Sätze gewinnt sie die Sicherheit und Kühnheit des sprachlichen Ausdrucks. Das Weltwissen, das Visionäre, in wenigen Zeilen zusammengedrängt [...].

Marie Luise Kaschnitz setzte, wie sie es selbst formulierte, in ihren Gedichten der letzten Jahrzehnte auf eine „härtere innere Wahrheit“. Dieser Haltung entspricht auch die poetische Umsetzung. Ihr Freund Dolf Sternberger hörte aus diesen Gedichten „trotzige Klanglosigkeit“. In meinen Ohren, geschult an Sprechtonlyrik, am gestischen Sprechen, haben auch Wortfügungen der rauheren Sorte ihre Melodie, ihren Klang. Man muß ihn nur hören wollen als die ureigene Stimme, auf die hin der lange Selbstfindungsprozeß gelaufen ist. Lakonismus, Rigidität im Verknappen der Sprache wie gegen sich selbst, gipfelnd in dem Zuruf „Halte nicht ein bei der Schmerzgrenze“, die Kunst des harten Verschneidens tragen zur poetischen Verdichtung bei. Am charakteristischsten für diesen Spätstil ist das Anreißen. „Aber wer bin ich, daß –“. Wie man auf diese Weise Schweres lichtet und leicht werden läßt, ist bei Marie Luise Kaschnitz sehr wohl zu lernen. In dem Aufsatz „Schwierigkeiten, heute die Wahrheit zu schreiben“ bekennt sie:

Künstlerische Wahrheit ist Treue zu sich selbst und zu seiner Zeit, in diesem Sinne gibt es eine künstlerische Wahrheit auch in der Lyrik - auch noch im irrationalsten Gedicht muß man die historischen und soziologischen Erfahrungen abhören können, durch die sein Verfasser hindurchgegangen ist. [...] Nur die Aufrichtigkeit trifft ins Schwarze, vielleicht

sogar nur die Aufrichtigkeit einer bestimmten Lebens Epoche, eines Augenblicks, in dem die Ausdrucksfähigkeit des Schriftstellers mit der Aufnahmefähigkeit des Lesers in geheimnisvoller Weise übereinstimmt. [...] Daß die objektiven Werte sich im Lauf dieses Jahrhunderts so sehr verändert haben, glaube ich nicht. Zuneigung ist noch immer Zuneigung, Überwindung noch immer Überwindung, Standhaftigkeit noch immer Standhaftigkeit, Verrat noch immer Verrat.

Was sie da in einigen wenigen knappen Sätzen bekennt, steht wie ein Credo. Das nehme ich an. Gut zu wissen, gut von ihr bestätigend zu erfahren, so wie es das Gedicht nicht gibt, kann es auch die Wahrheit an sich nicht geben, der Schriftsteller kann nur seine persönliche Wahrheit als Beitrag einbringen.

Wie schon bei früheren Gelegenheiten erwähne ich Wolfgang Weyrauch's Anthologie *Die Pflugschar*, erschienen 1947 im *Aufbau-Verlag* Berlin, leider bis heute nie nachgedruckt, als eines meiner Erweckungsbücher. In dieser „Sammlung neuer deutscher Dichtung“, die mir allerdings erst 1952 in die Hände fiel, ist Marie Luise Kaschnitz mit dem Gedicht „Große Wanderschaft“ vertreten, bereits im Jahr zuvor in der *Gegenwart* erstveröffentlicht. Seither ist mir ihr Name vertraut. Darauf baut sich alles, was ich späterhin von ihr las. Von einem Urlaub, der mich im Sommer 1956 bis nach Meersburg führte, brachte ich ein soeben erschienenenes *Fischer-Taschenbuch* mit: *Flügel der Zeit. Deutsche Gedichte 1900–1950*, herausgegeben von Curt Hohoff. Dieses schmale Kompendium wurde regelrecht aufgesaugt, Gedicht für Gedicht, und es lehrte Gedichte zu lesen. Vor allem aber weckte es den starken Wunsch, von den in der Anthologie versammelten Lyrikern mehr kennenlernen zu wollen. Erst jüngst, als ich in Band 5 der Ausgabe nachsah, merkte ich zu meiner Verwunderung, das von Curt Hohoff gewählte Gedicht „Vater Feuerwerker“, ein Jahr zuvor im *Jahresring* erstgedruckt, nahm Marie Luise Kaschnitz in keine ihrer Gedichtsammlungen auf.

Ausgerechnet dieses Gedicht, das mich damals gleich so vehement für sie eingenommen hatte! Ich hab so vieles außer acht gelassen, was mich Verbindungslinien ziehen ließe. Kein Wort über die Kunst der Aufzeichnung, über das Zurückrufen von Orten bis hin zu der Beschreibung eines Dorfes, ebendes ihren, das sie scheinbar, als gelte es zu inventarisieren, aufruft, und doch zu einem dichterischen Text werden läßt, der mich wie kein anderes ihrer Prosastücke fasziniert hat.

Da ich aus Weimar komme, hätte ich natürlich auch ein Wort über die Weimarer Lehrlingsjahre beim Buchhändler Bruno Wollbrück und Prokuristen Max Wehner verlieren müssen, über ihren Arbeitsweg vom Horn 39 durch den Park, am Euphrosynestein und am Haus der Charlotte von Stein vorüber bis zur Buchhandlung in der Schillerstraße. Auch auf die Freundschaft mit dem Maler Alfred Partikel, über den jüngst auch Christine Wolter in ihrem autobiographischen Roman *Die Zimmer der Erinnerung* (1996) berichtet hat und dem 2001 eine Ausstellung in Nürnberg gewidmet sein wird, hätte ich eingehen müssen. Ich belasse es bei diesen Abkürzungen. Ich kann mich an so viele Gedichte und Texte der „ewigen Biographin“ halten. Das eine und andere habe ich für meine Arbeit daraus abgezogen und in meine Sprache übersetzt. Sie bestärkt mich in der Erfahrung, daß sich das scheinbar so Nebensächliche einer Biographie am Ende als das Eigentliche, als das Lebensbestimmende erweist, dank eines sehenden Gedächtnisses. Wie im Alter die Leuchtkraft des inneren Auges zunimmt. Was sie uns hinterlassen hat an bewahrtem Leben, wie sie sich selbst bewährt hat, würde ich mit meiner Rede gern weitergereicht haben. Ich nenne es ganz einfach „humane Mitte“. Ich habe versucht, mich in deutscher Sprache verständlich zu machen. Und diese meine Sprache möchte Ausdruck eines

Kulturverständnisses sein, das von tausend Jahren Geschichte weiß. Aber das Wissen um das Eigene steht im Kontext zum Weltwissen, wie es Huchel für die Kaschnitz treffsicher formulierte. Ich setze hinzu, wo Weltwissen lebensbestimmend geworden ist, muß Weltwissen die ethisch-moralische Grundlage bilden.

Wulf Kirsten, Deutsche Bücher. Forum für Literatur, Heft 1, 2001